N12<527804752 021
LS
UBTÜBINGEN

Ripon Wasserfall am Nyanza.

Ostafrika.

Erst vor Kurzem haben wir (Augustheft S. 343) der ostafrikanischen Mission erwähnt, ohne zu erwarten, daß von jenem Erdstrich sobald wieder die Rede werden sollte. Allein es fügt sich so, daß die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde noch einmal darauf gelenkt werden muß.

Es war Missionar Rebmanns Entdeckung eines schneebedeckten Berges (am 11. Mai 1848), was die geographische Forschung auf diese Gegenden concentrirte. Durch dieses eine Faktum, das sich nicht wegläugnen ließ, wenn auch gewandte Federn die Unmöglichkeit desselben bewiesen, „wurde Ostafrika eines der lockendsten Ziele für wissenschaftliche Helden.“*) Einem Deutschen, dem Baron von der Decken, war es dann vorbehalten, im August 1861 bis zu dem mächtigen Schneeberg Kilimandscharo, vorzudringen, und auf einer zweiten Expedition (November 1862) denselben zu ersteigen. Bis zu der Höhe von 14,000′ konnte er seine Begleiter bewegen, mit ihm hinaufzusteigen; dort übernachtete er auf dem Schnee, überzeugte sich, daß er es mit einem einstigen Vulkan und wohl dem höchsten Berge Afrika's (etwa 20,000′ hoch) zu thun habe, und sah sich genöthigt, seine Untersuchungen abzubrechen.

Indessen hatten andere Reisende sich dem Gebiet der großen Seen zugewendet, welchen die mächtigen Flüsse Ostafrika's entströmen. Burton und Speke besuchten von Sansibar aus (1857—58) den See Tanganyika und den weiter nördlich gelegenen Nyanza-See. Im Süden erreichten sodann (1859) Dr. Livingstone und Dr. Roscher fast gleichzeitig, aber an verschiedenen Punkten den großen Nyanza

*) S. Petermanns Geographische Mittheilungen 1866. II.

(S. 17), aus welchem der Schire dem Zambesi zufließt. Hauptmann Speke aber umreiste den nördlichen Nyanza (im Jahr 1862, siehe Miss. Mag. 1864, S. 441) und fand nun zu seiner hohen Freude, daß am Nordende dieses See's, den er Victoria-Nyanza taufte, wohl 3800′ über der Meeresfläche, der Nil gegen 2000′ breit seinen weiten Lauf beginnt. Inseln und Felsen, von Fischerhütten oder Krokodilen besetzt, zierten in bunter Mannigfaltigkeit die majestätische Fluth, in der Nilpferde schnaubten und Raubvögel jagten, während auf den weiten parkähnlichen Auen Heerden von Nsunnu und Hartebeests weideten. Und an dem nahen Ripon-Wasserfall, der etwa 500′ breit und 12′ hoch sein mag, war es dem Reisenden so heimatlich zu Muthe, daß er fast keine reizendere Stätte für eine Mission sich denken konnte (s. die Abildung).

In Gondokoro sodann begab es sich, daß Speke und Grant 1863, von ihren Nil-Entdeckungen zurückkehrend, den trefflichen S. W. Baker und seine junge Gattin trafen, entschlossen, ins Herz Afrika's vorzudringen. Er hörte von ihnen, wie sie im Victoria-Nyanza-See die Sammlung der Wasser erkannt hatten, denen der weiße Nil seinen Ursprung verdankt. Diesem Strome waren sie eine Strecke weit gefolgt, doch wo er sich rasch nach Westen wendete, hatten sie ihn verlassen müssen. Auch von einem See im Westen ihres Nyanza hatten sie gehört, den der Fluß durchströme. Daraus erkannte Baker, was ihm zunächst obliege, und nun drang er unter Gefahren, welche nur die rasche Besonnenheit seiner Gattin beschwor, in das schöne Latuka-Land (40 Stunden östlich von Gondokoro) vor, ein Paradies, bewohnt von rohen, fast nackten Wilden. Vom Sonnenstich getroffen, schwebte seine Gattin eine Woche lang am Rande des Grabes, das wirklich schon für sie gegraben wurde. Doch sie genas, und in drei Wochen erreichten sie den westlichen See, den Luta Nzige, jetzt Albert-Nyanza genannt, in 2700′ Höhe. Der See wurde dann eine geraume Strecke weit befahren und sein östliches Ufer, Unyoro, erforscht. König Kamrasi, dessen Bekanntschaft wir schon (Miss.-Mag. 1864, S. 441) gemacht haben, behielt sie ein ganzes Jahr bei sich; daß er sie überhaupt gehen ließ, scheint einem fast ein Wunder, nachdem Baker durch das Aufziehen einer britischen Flagge, womit er Kamrasi's Land unter Englands Schutz stellte, einen feindlichen Angriff von ersterem abgewendet hatte. Natürlich galt die Flagge für einen mächtigen Zauber, von dem jedoch Baker etwas zweideutig behauptete,

er sei nur in britischen Händen wirksam. Er hat ein sehr interessantes Buch über diese Entdeckungen veröffentlicht, welche den Einblick in die neue Welt, in die Speke uns einführte, nach vielen Seiten hin vervollständigen.*) Nachgewiesen ist jetzt also, daß der Nil aus dem Victoria-See an Kamrasi's Residenz, Mruli, vorbei nordwestlich in den Albert-Nyanza fließt, von wo er dann sich nordwärts wendet. Von Missionen, das sei beiläufig bemerkt, hofft Baker nichts für jene Gegenden, so lange nicht der Sklavenhandel, der sie verheert, ausgewurzelt werde.

Beide Seen liegen unter dem Aequator. Fast in gleicher Breite, aber 2—300 Stunden weiter östlich, fließt der Dschuba und südlicher der Osi in den indischen Ocean. Dort versuchte nun Baron von der Decken ins Innere des Landes einzudringen, indem er die Flüsse als Wasserstraßen zu benützen gedachte. Zuerst machte er sich an den Osi; es gelang ihm nicht. Er verließ im Juni 1865 Sansibar wiederum mit zwei Flußdampfern, um damit in den Dschuba einzufahren. Das glückte dem einen Dampfer so ziemlich, während der andere in der starken Brandung verloren gieng. Langsam rückten die Deutschen den Strom hinauf, unter gemischter Bevölkerung von allerlei Heiden und Muhammedanern. Man passirte da Stellen, wo auch die Gala in trockener Jahreszeit an den Fluß herabkommen, um ihre Heerden zu tränken. Am 19. September aber erreichte man die Stadt Berdera, wo ein strenger wahabitischer Muhammedanismus herrscht, daher schon das Rauchen des Barons großen Anstoß gab. Er wurde in unangenehme Verhandlungen verwickelt, in welchen er wohl nicht immer die kaltblütige Ruhe des vollkommenen Afrika-Reisenden behauptete. Sein Dampfboot, der Welf, fuhr auf einem Felsen auf und sprang einen solchen Leck, daß ausgeladen werden mußte. Indessen sank der Strom unerwartet schnell, und auf Fahrwasser, wie es die Rückkehr erforderte, durfte man sich kaum mehr Rechnung machen. Während nun der Baron sich etliche Tage in Berdera aufhielt, wurden am Sonntag den 1. Oktober die auf dem Schiff und im nahen Lager beschäftigten Deutschen von den Berdera-Leuten überfallen und mehrere getödtet; die übrigen entrannen mit größter Mühe auf dem kleinen Boot, erreichten am 6. die Mündung des Flusses und fanden dort ein Negerfahrzeug, das sie nach Sansibar zurückbrachte. Wohl

*) The Albert Nyanza etc. By S. W. Baker. 2 Voll. London 1866.

dampfte dann ein englisches Kriegsschiff (November) dem Tschuba zu, konnte aber nur in Erfahrung bringen, daß der Baron schon vor dem Angriff auf seine Leute durch den fanatischen Häuptling von Berdera umgebracht worden war.

Ein preußisches Missionsblatt,*) welches die Folgen des deutschen Krieges bespricht, mag sich „gewisse Hintergedanken" doch nicht zurückdrängen. „Unser Vaterland," heißt es dort, „hat sich jetzt aus Meer herangemacht und zwar an die Nordsee. Das bedeutet etwas. Nämlich dieses, daß es von nun an eine das Meer befahrende Macht zu werden gedenkt. Dazu gehören aber nach dem bisherigen Gang der Weltgeschichte Kolonieen. Vor 200 Jahren machte der große Kurfürst einen Anfang damit, indem er auf der Zahnküste in Westafrika ein Gebiet erwarb und darauf eine Festung erbaute. Von seinem Enkel ward diese Kolonie an Holland verkauft. Hätten wir sie noch, sie käme uns jetzt sehr zu paß. Nun muß von Frischem ausgeschaut werden. Es hat schon verlautet, daß mit Dänemark Verhandlungen wegen Abtretung einiger westindischen Eilande schweben, und ich wüßte noch einen andern Ort, wo sich gerade etwas machen ließe, insofern die Somali an der Ostküste Afrika's von Gottes und Rechtswegen für die Ermordung des Barons von der Decken eine Strafe haben müßten. Da stehen wir also vor der Aussicht, bald einmal preußische Heiden, du verstehst, Heiden zu bekommen, die gleich uns Preußen wären und also das erste Anrecht darauf hätten, daß die preußischen Missionen sich ihrer annähmen, was um so mehr ihre Schuldigkeit sein würde, als sich dann ja auch die auswandernden Preußen nach den kolonialen Gebieten gezogen fühlen würden. Dir ist klar, hier eröffnet sich ein Blick, der in weite Fernen sieht, und wäre „der Krieg der sieben Tage" in seinen Früchten von dieser Tragweite, welch eine Bedeutung für das Reich Gottes hätte er!"

Wir wollen diesen Hintergedanken eines frommen Preußen nicht unterdrücken, wünschen vielmehr von Herzen, daß er sich irgendwie verwirkliche. Und wie man nach einem Strohhalm greift, wenn einem die Angst das Herz zusammenschnürt, so darf man wohl auch dem herzlichen Wunsche den Ausdruck geben, es möchte sich irgend einer, der die Macht hat, jener Ostküste Afrika's benächtigen und neben all den andern Zielen, die er dort verfolgen mag, die Schranken nieder-

*) Der Missionsfreund Nr. 8. 1866.

reißen, welche jene hilfsbedürftigen Länder von den mit dem Evangelium gesegneten Völkern trennen, dem Sklavenhandel und der muhammedanischen Propaganda ein Ziel setzen und Raum schaffen, daß die Botschaft vom Frieden verkündigt werden könne. Nicht, daß wir eben große Erwartungen hegten, am wenigsten die, daß etwa „ein Krieg der sieben Tage" auch dort den Ausschlag herbeiführen könnte, wo vielmehr ein Feldzug vieljähriger Geduld in Aussicht stünde; aber es schickt sich zuweilen für den Christen, wär's auch nur im Traume, seiner Nation ein großes Ziel zu wünschen. Und so sei denn auf den „abenteuerlichen Gedanken", von dem früher einmal (Miss. Mag. 1864, S. 446) die Rede war, noch einmal hingedeutet, nachdem er — ohne Verabredung — von einer andern Seite her eine gewisse Unterstützung gefunden hat. Indessen nähert sich die Mission von verschiedenen Seiten diesem Gebiet, das im Süden Abessiniens und im Westen der Seeregion sich bis ans Weltmeer erstreckt.

Vor der Hand sind drei schwedische Missionare auf dem Weg zu den nördlichen Gala: Lange, in Basel gebildet, mit Schellberg und Kalson, den Erstlingen der Stockholmer Missionsanstalt. Sie haben ihren Weg ins Innere über Massawa zu nehmen versucht und werden freilich Mühe haben, in dieser Richtung die Gala zu erreichen, so lange in Abessinien alles drunter und drüber geht. Den Sendboten im letzteren Lande hat sich auch schon lange der Wunsch aufgedrängt, lieber den Heiden ihre Dienste anzutragen, als dem eingebildeten Christenvolke, dem man es mit aller Anstrengung doch nie recht machen kann. Wie protestantische Missionare auch von Süden her sich den Gala's nähern, wird sogleich des Weitern beschrieben werden.

Die römisch-katholische Mission ist in diesem Lande der Gala's schon seit dem Jahr 1851 thätig. F. G. Massaya, „apostolischer Vikar der Gala's und Sidama's", drang damals in das Land ein, nachdem er volle fünf Jahre sich um den Zutritt in seine Arbeitsstätte hatte bemühen müssen. Er arbeitet jetzt mit zwei Europäern und sechs einheimischen Priestern auf den Stationen Kafa, Guera, Gammara und Barro. „Der Gala," berichtet er, „entscheidet sich nur langsam; aber einmal entschlossen, bleibt er seinem Glauben unverbrüchlich treu; er ist bei weitem nicht so leichtsinnig als der Bewohner von Kafa (Sidama) und besonders der Abessinier. Letztere kommen durch Auswanderung in Masse zu uns, und sind sehr leicht

zu bekehren, geben aber bei der kleinsten Gefahr den Muth auf. Die Gala's werden uns, so hoffe ich, feste Männer, glaubensstarke, der wahren Tugend fähige Christen schenken; die einheimischen Priester, unsere Mitarbeiter, rechtfertigen diese Hoffnung." Indessen fühlt sich der Bischof zwischen dem ganz abgeschlossenen Abessinien und dem von der Küste vordringenden Islam sehr in der Enge. In Kafa, dem ziemlich ausgedehnten Reich der namenchristlichen, aber grundverderbten Sidama's, waren schon 400 Erwachsene getauft, als eine Verfolgung den Bischof von dort verdrängte; doch konnte ein eingeborner Priester die verwaiste Heerde bedienen. Bei dem muhammedanischen, doch befreundeten Fürsten von Guera, geht die Missionsarbeit leichter vor sich; die Zahl der Katholiken (etwa 300) ist im Steigen. Aus Nerea, wo 50 christliche Familien waren, hat der muselmanische Fürst die Mission vertrieben. Gammara zählt über 100 katholische Familien, doch wollen die meisten erst auf dem Todbette die Sakramente empfangen. In Barro waren nur erst einige Kinder getauft, doch gab es etliche 100 Katechumenen. Alles das sind kleine Reiche, mit wirklichen Gräben umgeben; ist man einmal drin, so ists schwer, wieder herauszukommen. An sie grenzen Fürstenthümer, wie das heidnische Dschinschiro (Sendschero bei Krapf), wo noch Menschenopfer im Schwange gehen, und Freistaaten wie Gudrou (Guderu, Krapf), das vom benachbarten Abessinien beeinflußt ist. Das nördliche Galaland, von dem hier die Rede ist, besteht aus dem südlichen Theil der äthiopischen Hochebene und ist erst seit drei Jahrhunderten von den Gala's besetzt worden; semitische Sprachen, unter sich gar sehr verschieden, herrschen in ihnen allen vor.*)

Der Name Gala bedeutet nach Dr. Krapf**) in ihrer eigenen Sprache „Einwanderer", während sie selbst sich lieber Orma „Tapfere" nennen, daher Krapf ihrem Lande den Namen Ormania geschöpft hat. Nach seiner überaus günstigen Ansicht von diesem Volke ist es bestimmt, wenn christianisirt, dieselbe Aufgabe in Afrika zu erfüllen, welche in Europa den Germanen zufiel. „Welch ein herrliches Land," ruft er aus, „wenn es unter europäischen Einfluß käme! Wie schade, daß die Auswanderung von Europa nicht in jene Gegenden geleitet wird!" Er hält ihre Religion für verhältnißmäßig rein von Abgötterei, ein

*) Jahrbücher der Verbreitung der Glaubens. 1865. I.
**) Travels Researches and Miss. labors, London 1860.

höchstes Wesen (Wak, Mulungu) wird angebetet, Götzen gibt es nicht. In ihrer Sprache fand er fünf nicht wesentlich verschiedene Dialekte; Miss. Wakefield dagegen betont den bedeutenden Abstand der südlichen Galasprache von der nördlichen. Wir wenden uns zu seinen neuesten Mittheilungen.

Die südlichen Gala's.

Zwischen dem achten Grad nördlicher und dem dritten Grad südlicher Breite wohnt in Ost-Afrika, in viele von einander unabhängige Stämme getheilt, das Volk der Gala, schon seiner auf 6—8 Millionen geschätzten Seelenzahl nach eines der bedeutendsten des Welttheils, aber auch seiner geistigen Begabung wegen seit Jahrzehnten bereits ein Gegenstand liebender Theilnahme von Seiten der Missionsfreunde, ohne daß es diesen bis jetzt gelungen wäre, einen ihrer Sendboten festen Fuß unter demselben fassen zu sehen. Die im sechzehnten Jahrhundert aus Inner-Afrika erobernd in Abessinien eingedrungenen Stämme begegneten zwar wieder und wieder den vereinzelten Dienern des Evangeliums auf jenem harten Arbeitsfeld; Krapf drang schon 1842 über die Grenzen Abessiniens hinaus südwärts in die eigentlichen Gala-Länder vor und traf später in der Nähe des Aequators wieder mit andern Galastämmen zusammen; zur Gründung einer Station unter ihnen brachte er es aber ebenso wenig als die Hermannsburger Brüder, die 1853 gleich an der Küste wieder umkehren mußten, weil der muhammedanische Herrscher von Sansibar sie mit mißtrauischem Auge betrachtete. Um so erfreulicher ist daher die Kunde, die Missionar Wakefield nach einer im Oktober 1865 unternommenen Untersuchungsreise von der Bereitwilligkeit der südlichen Gala gibt, einen Lehrer aufzunehmen. Von der Station Ribe in der Nähe von Mombas aus, wo sich 1861 die von Krapf auf die ostafrikanische Küste eingeführten Freimethodisten vorerst niedergelassen hatten, wagte sich Wakefield zehn Tagereisen weit ins Innere hinein in Gegenden, die noch nie der Fuß eines Weißen betreten hatte. Es gehörte dazu kein geringer Muth, denn nicht einmal dem an der Küste wohnenden, etwa 50,000 Seelen zählenden Stamm der Wanika, mit denen sie in Handelsverkehr standen, hatten die Gala bisher den Eintritt in ihr Land gestattet. Es liegt uns an, für dieses neugeöffnete Missionsgebiet auch unsere Leser zu interessiren.*)

*) Footprints in Eastern Africa, or Notes on a visit to the South-

Am 4. September 1865 brach Wakefield auf und erreichte schon am folgenden Tag das Dorf Käza ya Moiyo an der Grenze der Gala-Länder. In geringer Entfernung von diesem Platze wurde er bei einem 50jährigen Manne, Ya wa Mëdza eingeführt, der die Galasprache geläufig sprach, und in Handelsangelegenheiten schon oft die Grenzen überschritten hatte. Es gelang ihm, denselben zum Führer und Dolmetscher zu gewinnen, und nach einem gezwungenen Aufenthalt von 47 langen Tagen, die über dem Einkauf der zu einer afrikanischen Reise unvermeidlichen Geschenke und dem Einholen der königlichen Erlaubniß zum Eintritt in das Land verstrichen, konnte er am 17. Oktober endlich die Weiterreise antreten.

Die Karawane bestand außer ihm und Ya wa Mëdza aus einem halben Dutzend Gala unter der Leitung ihres Obmanns Goddäna, der vor dem Aufbruch sie in langer Rede ermahnte, die Gäste, die nun ihr Land besuchen wollen, freundlich und achtungsvoll zu behandeln, einigen Sawahili's (darunter einer sich als erst später zum Islam bekehrter Gala erwies), etlichen Wanika's, einem Eingebornen von dem nördlich gelegenen Patta und einer Gala-Frau, die Ya wa Mëdza von ihrem Manne anempfohlen war mit dem Versprechen, er solle eine Ziege oder Kuh zur Belohnung erhalten, wenn er sie sicher heimgeleite. Es war das die erste Gala-Frau, die Wakefield sah. Ihr ansprechendes Gesicht war von einem Stirnband üppig wuchernder afrikanischer Wolle gekrönt, ihr Hals mit einer Schnur Metallperlen umschlungen, an der ein aus Porcellan-Perlen, Messing und Eisen zierlich gearbeiteter Brustschild befestigt war; den Leib bedeckte ein anständiges Gewand aus gegerbten Ziegenfellen, das über der rechten Schulter geknüpft, beide Arme frei ließ und über den Hüften durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Diese Kleidung paßt augenfällig zum Schlüpfen durch das überall wuchernde Dornengeheck. Auf dem Rücken trug sie einen aus Ziegenfell verfertigten Reisesack und in der rechten Hand einen leichten Stab, als sie am zweiten Tage von einer Mais-Pflanzung aus sich an die Reisenden anschloß. In mäßigen Tagemärschen von 6—7 Stunden gieng es nun weiter, bald durch undurchdringliches Waldesdickicht, in

ern Galas, by Thomas Wakefield, Miss. of the United Methodist free Churches. London 1866. Das Werk enthält Wakefields sorgfältig geführtes Tagebuch mit mehreren Anhängen und einer Vorrede von S. S. Barton, General Mission Secretary.

dem ein vorausschreitender Gala zuweilen mit der Axt den Weg zwischen scharfen Dornbüschen bahnte und die Gepäckträger nur auf den Knieen unter dem überhängenden Laubwerk durchkriechen konnten, bald durch eine weite, offene Wildniß, wo auf dem schmalen betretenen Pfade frische Spuren verschiedener wilder Thiere, namentlich auch die von Büffeln und Elephanten zu sehen waren, bald an einigen elenden, von hübschen Pflanzungen umgebenen Hütten oder an schönen Bergen vorbei, dann abermals durch spitze Dornen und Gestrüpp. Welches Labsal auf dieser Wanderung war nicht der Anblick eines Flusses, wenn er, da gerade die trockene Jahreszeit war, auch noch so träg der Küste zuschlich! Schon am zweiten Tage konnten die Reisenden ihren Durst am Mangido, einem Nebenflüßchen des Kilesi löschen; am vierten erreichten sie den Sabaki, der in der Ferne wie ein azurner Spiegel in smaragdnem Rahmen glänzte. Es ist eine menschenfreundliche Sitte unter den ostafrikanischen Trägern, daß diejenigen, welche zuerst einen solchen Erfrischungsplatz erreichen, schnell einige Kalabassen mit Wasser füllen und sie ihren schmachtenden Gefährten entgegentragen. Auch Wakefield rühmt dankbar das Belebende des ihm in dieser Weise dargereichten Trunks.

Der Sabaki war, als Wakefield ihn sah, etwa 60 Fuß breit und nirgends über drei Fuß tief; den Wasserzeichen nach, die W. am Ufer beobachtete, muß er aber zur Zeit der periodischen Regen ein ansehnlicher Strom von der dreifachen Breite und beträchtlicher Tiefe sein. In schönen Windungen strömte er schnellen Laufs nach S. S. O. hin, während das hohe Schilfrohr, da und dort mit Vogelnestern beladen, sich über sein sandiges Beet hinneigte. Köstlich ruhte sichs an seinem klaren, kühlen Wasser im Schatten der hohen Bäume, deren stolze Kronen von einem tief herabhängenden Gewirre von Schlingpflanzen umrankt, sich im Winde wiegten; weiterhin aber mußten die Reisenden sich meist mit dem in kleinen Teichen angesammelten Regenwasser oder sogar mit dem von schlammigen Pfützen begnügen, da die Mehrzahl der Bäche vertrocknet war. — Das Nachtlager wurde natürlich immer unter freiem Himmel aufgeschlagen. Ein und das andere Mal war es wohl eine Scene von dichterischem Reiz, wenn das Licht der angezündeten Feuer die Schläfer beleuchtete und mit dem dunkeln Laub der Bäume und Gesträuche spielte; dann und wann aber durchnäßte auch ein plötzlicher Regenschauer die Müden bis auf die Haut und zwang sie, wieder Holz zuzulegen und sich an

der neu angefachten Flamme zu trocknen, oder mahnte sie das Geheul der Hyänen und anderer wilder Thiere, auf ihrer Hut zu sein. Zu den Anstrengungen des Marsches kam den Tag über wohl auch mitunter die Nothwendigkeit, sich durch die Jagd frisches Fleisch zu verschaffen, was den ungeübten Jägern nicht immer gelingen wollte. Namentlich bemühten sie sich vergeblich, dem in diesen Gegenden häufig vorkommenden Madamän, das ihnen von der Größe einer Kuh geschildert wurde, auf Schußweite zu nahen. In einer Entfernung von etwa zwölf Minuten sahen sie Heerden dieser Thiere auf den üppigen, stillen Weideplätzen gelagert, aber scheu ergriffen dieselben die Flucht, sobald sie die Ruhestörer gewahrten. Wakefield hält sie für eine große Antilopenart. Eine gar angenehme Ueberraschung wurde ihm durch die Bekanntschaft mit einem andern Glied der afrikanischen Thierwelt, jenem merkwürdigen kleinen Vogel (Tschitschiri), der sich überall dem Menschen zu nahen sucht und ihn durch seinen Lockruf zu wildem Honig führt. Die Gala und Walangulo sehen in ihm so sehr ihren Freund und Berather, daß sie ihm nachrühmen, er führe sie nicht nur zu Honig, sondern auch zu andern in der Wildniß versteckten Schätzen, wie Elfenbein, oder zu werthvollen Thieren, wie Elephanten und Büffel. Sobald sie seinen Lockruf hören, beantworten sie denselben und folgen dann dem kleinen Wegweiser von Baum zu Baum. Als er sich das erste Mal bei der Karawane einfand, kamen die ihm Folgenden wirklich mit einer reichen Beute Honig aus einem hohlen Baumstamme zurück; die andern Male war kein Gala zur Hand, und außer ihnen verstand Niemand die eigenthümliche Weise des Vogels, der etwas größer als ein Sperling und von bräunlich grauem Gefieder ist.

Im Süden des Sabaki dehnen sich die theils grün bewachsenen, theils sandigen Ebenen von Ulangülo aus, auf denen der Elephant, der Büffel, die Giraffe, das Quagga und verschiedene Arten von Antilopen weiden, der Strauß flüchtigen Fußes dahineilt, der Adjutant gravitätisch einherschreitet, Kranich, Falke, Habicht und Adler in den Lüften schweben und der Löwe, der Leopard und die Hyäne auf Beute lauern. Ausschließlich von der Jagd lebend, treiben sich unter diesen Bewohnern der Wildniß ohne feste Wohnsitze die Walangülo, die Zigeuner Ostafrika's herum (von den Gala Wäta genannt). Ein paar halbkreisförmig in die Erde gesteckte und oben zusammengebundene Baumzweige, über die noch eine leichte Grasdecke

geworfen ist, bilden ihr ärmliches Obdach, das eher einer längst verlassenen Laube oder dem Versteck eines vom Sturm überfallenen Thieres gleicht, als einer menschlichen Wohnung. Ihre Waffen bestehen einzig aus Pfeilen, welch letztere sie in einem Köcher auf der linken Schulter tragen. Einige ihrer Bogen sind nur vier Fuß lang und roh gearbeitet, andere dagegen über fünf Fuß lang und sehr schön geschnitzt; noch andere, eben so lange, aber viel gröbere, sind von einem Ende zum andern mit dicken Schnüren umwunden und mit Blut beschmiert, und haben schon manch tödtlichen Pfeil nach dem Elephanten, dem Rhinoceros und andern gewaltigen Thieren entsendet. Dieses unstäte Jägervolk schien Wakefield indeß trotz seines beständigen Kampfes mit reißenden Thieren und der Armseligkeit seiner Lebensweise ruhigen, bescheidenen und harmlosen Wesens.*) Etwas kleiner als die Gala's und in ihrer Kleidung diesen ähnlich, werden die Walangulo oft als deren Sklaven bezeichnet. Das sind sie im vollen Sinne des Worts zwar nicht, doch leben sie als überwundenes Volk in drückender Abhängigkeit von ihren Besiegern, denen sie die Hälfte des Ertrags ihrer Jagd als Tribut zu bringen haben. In der That ein hartes Loos für Männer, die nach viel Arbeit und Mühe und mancher in Gefahr durchwachten Nacht endlich einen Fang gethan haben, aus dessen vollständigem Erlös an der Küste sie sich und ihre Familien reichlich mit Kleidung und andern Lebensbedürfnissen versehen könnten! Noch empörender klingt es, daß die Walangulo die Gala nicht nur, statt des gewöhnlichen Grußes „neggëa", mit dem ihre Unterwürfigkeit bezeichnenden „tiririscho" anreden, sondern nach Ya wa Mëdza's Aussage dieses tiririscho oft auf den Knieen wiederholen, bis ihr übermüthiger Gebieter es durch Brummen und Ausspucken erwiedert, ja daß dieß sogar erwachsene Walangulo gegenüber von Gala-Kindern thun!

Ueber den Grund der Knechtschaft der Walangulo hörte Wakefield durch Ya wa Mëdza und dessen Sohn zweierlei Sagen. Nach der einen kamen einst, als alle Männer des Stammes auf die Jagd

*) Ein Mulangulo kam einmal mit seinem Weib zu Wakefield und bat ihn um etwas Wahrsagerei: sie hatten beide in ihrer Hütte geschlafen und fanden am Morgen ihr Kind, das neben ihnen lag, verschwunden. Wo war es wohl hingekommen? Wakefield konnte nur vermuthen, ein wildes Thier möchte es fortgenommen haben. Auch die Eltern hielten das für das Wahrscheinlichste, verriethen aber keine außerordentliche Gemüthsbewegung.

gegangen waren, die Gala's und stahlen deren Frauen und Kinder. Um diese zurückzuerhalten, boten sie sich selbst zu Vasallen der Räuber an. Nach der andern waren die Walangülo schon lange im Besitz von Vieh, als die Gala's sich noch von Gras und Kräutern nährten. Lüstern nach den Heerden ihrer Nachbarn, lockten sie diese durch Zauberei weg, und erklärten den rechtmäßigen Besitzern derselben, sie werden sich bis aufs Blut um ihre Beute wehren. Die Walangülo aber kehrten heim, ohne ihr Eigenthum wieder erkämpft zu haben. — Bei Reisen ins Land der Gala's werden übrigens die Walangülo auf's gastfreundlichste versehen. Der öffentliche Ausrufer geht unter Trommelschlag in den Dörfern umher und fordert die Leute auf, sie mit Milch zu bewirthen, bis sie wieder zur Abreise fertig seien. Fällt aber in dieser Zeit eine Kuh, so werden die armen Gäste von den Gala's als Zauberer erschlagen. Seltsamer Weise wird dabei nie die Klinge, sondern nur der Griff des Speers gebraucht.

Einigen Walangülo war Wakefield schon im Lande der Wanika begegnet, mit andern traf er auf dem Wege zum Sabaki zusammen. Dort brachte ihm auch ein Elternpaar von recht gewinnendem Aeußern ein krankes Kind und bat ihn um Arznei für dasselbe; noch ehe er den Fluß überschritt, stellte sich auch die Gesandtschaft ein, die den in Kazi ya Moiyo versprochenen Tribut für den freien Durchzug durch ihr Land in Empfang nehmen sollte. Mehrere Stunden lang suchte sie in echt afrikanischer Weise eine größere Gabe herauszuschlagen als die paar Ellen Zeug und andere Kleinigkeiten, die Wakefield für sie bestimmt hatte; aber er war unerbittlich, indem er ihnen sagte, er könne nicht unterwegs verschleudern, was er zum Geschenk für die Gala's bestimmt habe, denen sein Besuch gelte.

Mit Betteleien war Wakefield von einigen Wanika, die ihm sogar ihre Gebete für das Gelingen seiner Reise versprachen, noch jenseits ihrer Grenze verfolgt worden; mit Betteleien traten auch seine vornehmsten Gala's gleich beim Eintritt in ihr Land hervor. Den Wanika hatte er geantwortet, er lege keinen Werth auf ihre Fürbitte, da sie ja den wahren Gott nicht kennen; den Gala's gab er widerstrebend nach, weil Goddana nicht zu beschwichtigen war. Nach Goddana's Anordnung feuerte er auf der Grenze auch seine Flinte ab, um den etwa in der Nähe befindlichen Gala's seine Ankunft zu melden, und sandte dem in Kofira, dem südlichsten Theil des Landes

weilenden König einen Boten mit einem kleinen Geschenke zu, um seine Erlaubniß zur Weiterreise einzuholen. Nach zwei Tagen lief die erwünschte Antwort ein: die Gala's sehnen sich nach dem Besuch des Dunga (weißen Mannes), er solle eilen.

Eine einzige Tagereise noch, und das erste Ziel der Reise war erreicht; weiterhin wollte Wakefield auch Tschaffa und Weitschu besuchen. Goddana, immer gleich streng auf genaue Beobachtung der Gala-Etikette haltend, sandte zwei der Träger mit einem aus Tabak bestehenden Geschenk an die Großen des Landes voraus und verbot Wakefield, ohne deren Erlaubniß jetzt noch zu jagen. Die Gala's aber eilten nicht sehr, ihre Gäste zu begrüßen. Lange, nachdem sie den Tabak und die Meldung von Wakefields Ankunft erhalten hatten, setzten sie ihre Berathungen in einem benachbarten Gehölze noch fort. Die Sonne gieng unter, die kalte Nachtluft machte sich fühlbar; die müden Träger baten um Erlaubniß, ehe die Dunkelheit vollends hereinbreche, Holz zu den Lagerfeuern zusammenzusuchen, aber selbst das hielt Goddana vor Beendigung des Palawers für gefährlich. Endlich brach die Versammlung auf, und 24 Gala's, jeder einen langen Speer auf der Schulter, traten zwischen den Bäumen hervor, näherten sich langsam den Reisenden und ließen sich etwa 30 Schritte von diesen aufs Gras nieder. Jetzt wurde Wakefield gerufen. Er legte seine Flinte weg, und schritt von Goddana, Ja und einem dritten seiner Leute begleitet auf die Rathsversammlung zu, deren einzelne Glieder er nur noch in dunkeln Umrissen unterscheiden konnte. Auch sie konnten von ihrem Gaste wenig mehr sehen; doch nahmen sie ihre Speere ab und legten sie neben sich auf den Boden, sobald sie bemerkten, daß er unbewaffnet kam. Es befand sich in ihrer Mitte ein Mann, dem Wakefield früher einmal in Ribe Geschenke an die vier Gala-Könige zu bestellen gegeben hatte, ohne daß dieselben je abgeliefert wurden. Sitzend, und die ganze Zeit über mit seinen Sandalen spielend, ergriff dieser das Wort. Der erste und einstimmig gefaßte Beschluß war, daß es unstatthaft sei, das Geschenk an Tabak aus Goddana's Hand entgegenzunehmen. Es wurde zurückgegeben, und erst nachdem Ja es in geziemender Form überreicht hatte, von dem Sprecher Neko den Aeltesten zugestellt. Nun sprach Goddana einige Worte, Ja hielt eine längere Rede, die von Neko und Andern beantwortet wurde; aber von Wakefields ungeschickten Dolmetschern war keine weitere Auskunft zu erhalten, als daß Alles recht sei. Eine

allgemeine Bewegung unter den Gala's, die jetzt nach ihren Speeren griffen, war auch ihm und den Seinen das Zeichen zum Aufbruch. Sie wollten ihn zu seiner Herberge führen, sagten die Gala's, und schritten im Mondschein voran.

Wakefield, der noch nie ein Gala-Dorf gesehen hatte, zweifelte nicht, daß ein solches ganz in der Nähe sein werde, und dießmal eine wenn auch noch so rohe Hütte seiner warte. Wie staunte er, als mitten im Busch Ya ihm sagte, dieß sei der Ort, an dem sie die Nacht zuzubringen hätten! Nicht einmal eine Hecke umgab den Platz, und doch durchstreiften Elephanten, Büffel, Löwen und Hyänen beständig die Wildniß! Da galt es, seine Hoffnung auf den Herrn allein zu setzen. In wenigen Minuten brannten einige lustige Feuer auf dem vom Gras geklärten Platz, und müde und hungrig legte sich Wakefield, der seit dem Frühstück keine Speise mehr zu sich genommen hatte, zur Ruhe nieder. Es war ihm jedoch kaum eine Viertelstunde Rast vergönnt, denn eine Gruppe Gala's rief ihn zu einem zweiten Palawer herbei.

Neko hob an, es sei ein Fremder zu ihnen gekommen, aber da es schon Nacht sei, können sie ihm nicht für eine Mahlzeit sorgen, am Morgen solle er Lebensmittel erhalten. Und nun wünschten sie zu wissen, was der Zweck seines Besuches sei. In längerer Rede erklärte Wakefield zunächst Ya, er sei ein Bote Jesu Christi, der Seinen Jüngern den Befehl gegeben habe: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Um diesem Auftrag nachzukommen, habe er vor einigen Jahren seine Heimat verlassen und sich bisher bemüht, die Wanika an der Küste die Dinge zu lehren, die sich auf Gott und auf die Rettung ihrer Seelen beziehen. Da aber seine Botschaft allen Menschen gelte, möchte er sie nun auch den Gala's bringen, von denen er durch einen Freund, der während seines Aufenthalts in Abessinien sie habe kennen lernen, schon viel gehört habe. Er sei also kein Kaufmann und kein Hausierer, sondern ein Prediger des Evangeliums, der sich versichern möchte, ob sie willig wären, einen christlichen Lehrer aufzunehmen, der ihnen das Wort Gottes verkündige und ihre Kinder in der Religion und auch in Dingen dieses Lebens unterrichtete. Wollen sie das nicht, so werde er zu einem andern Volke gehen. Auf Ya's Uebersetzung erwiederten sie, diese Worte seien sehr gut, ob aber der Dunga, wenn er sich bei

ihnen niederlasse, sie auch vor den kriegerischen Einfällen der Wamasaï schützen werde?*)

Wakefield war auf diese Frage schon am Morgen durch Goddana vorbereitet worden, und wiederholte jetzt, was er diesem sogleich hierüber gesagt hatte, daß er, als einzelner Mann, gegen eine Bande wilder Krieger ja nichts vermöchte. Sein Zweck sei aber auch ein ganz anderer: er komme nur als Lehrer, um sie in den Dingen zu unterweisen, die sich auf das ewige Wohl ihrer Seelen beziehen. Christen seien aber Kinder und Diener des allmächtigen Gottes, den sie jeden Tag um Seinen Segen und um Seinen Beistand bitten, und Er höre sie und schütze sie und sorge für sie; und wenn die Wanika und Gala's ihre Sünden lassen und Gott dienen wollten, so würde Er sich auch ihrer annehmen. Er regiere die Welt und alle Völker und Geschlechter der Erde, und ohne Seine Erlaubniß könne nichts geschehen; aber obgleich Er weise und gerecht und gut sei, erlaube Er doch zuweilen, daß ein gottloses Volk als Seine Geißel die Sünden des andern strafe. — Ueberraschend und ermuthigend klang ihm hierauf die Antwort der Gala's: „Deine Worte sind gut; unser Land hat viel Noth gehabt. Die Wamasaï haben einen großen Theil unseres Viehs weggetrieben, und wenn Du darüber zu Gott beten willst, ist es gut." — „Ich habe schon lange täglich für Euch Alle gebetet," erwiederte er, „und wenn ich unter Euch wohne, will ich nicht nur fortfahren für Euch zu beten, sondern Euch auch lehren und ermahnen, es selbst zu thun. Doch werden Eure Gebete von einem Nutzen sein, wenn Ihr nicht den Sünden absagt, durch die Ihr den Allmächtigen beleidigt." Sichtbar befriedigt antworteten die Gala's: „Gott ist der Höchste, Seine Wohnung ist in der Höhe, aber unter allen Menschen, die auf Erden wohnen, sind die weißen die größten."

So schloß Wakefields Einführung bei dem von den Wanika als gräuliche Heiden geschilderten Volke und der erste Tag in ihrer Mitte.

*) Diese Wamasaï sind ein grausames, blutdürstiges Volk Inner-Afrika's, das im Besitz großer Ebenen zwischen dem zweiten Grad nördlicher und dem vierten Grad südlicher Breite vom Aequator ist und ein wildes Räuberleben führt. Sie gehen oft Hunderte von Stunden auf Beute aus, verwüsten Alles durch Feuer und Schwert, und sind von den schwächern Stämmen so gefürchtet, daß diese nicht wagen, ihnen im offenen Feld zu widerstehen, sondern ihnen lieber ihre Heerden überlassen, um ihr Leben durch die Flucht zu retten.

Auch seine folgenden Erfahrungen bestätigten durchaus Krapfs seit Jahren aufgestellte Behauptung, daß die Gala's viel ausgedehntere und reinere religiöse Vorstellungen haben, als andere heidnische Völker Ostafrika's. Nur einige Beweise hiefür. — Sonntag den 29. Oktober hatte sich Wakefield an einen schattigen Platz zurückgezogen, um in der Stille das Wort Gottes zu betrachten, als zwei Männer in mittleren Jahren, denen an seiner Gesellschaft zu liegen schien, sich an ihn heranmachten. Er versuchte ihnen ein Stück von Krapfs Uebersetzung des Evangeliums Matthäi zu lesen, fand aber bald, daß sie den nördlichen Dialekt, in dem dieselbe geschrieben ist, nicht verstanden. Da las er aus der Kinika-Uebersetzung des Evangeliums Lucä die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen und ließ sie ihnen durch einen seiner Gala's in ihrer eigenen Mundart wiederholen. Ehe er mit seiner Erklärung begann, fragte er sie, was sie sich als die Bedeutung dieser Worte dächten. Man sah, sie waren ganz und gar bei der Sache, doch wußten sie über den verlorenen Groschen nichts zu sagen, und freuten sich, als Wakefield das Wort nahm. Auf seine Frage über das verlorene Schaf streckten sie die Köpfe zusammen, flüsterten einander einige Worte zu und brachten dann die, wenn auch nicht richtige, doch von Nachdenken zeugende Antwort vor: er habe seine Heimat und sein Volk verlassen, um sie, die Gala's, zu suchen. Das war ein willkommener Anlaß, von dem Einen guten Hirten zu zeugen, der den Schooß des Vaters und die Herrlichkeit, die Er bei Ihm hatte, verließ, um die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich zu nehmen, alle Schwachheiten und Mühen dieses Lebens zu theilen, durch Seinen Opfertod am Kreuze die gefallene Menschheit von der Furcht des Todes und der Strafe der Sünde zu erlösen, und so im höchsten, vollsten Sinn das Verlorene zu suchen und selig zu machen. — Gleich am nächsten Tage wurden ihm in einem feierlichen Palawer folgende Fragen vorgelegt: „Woher stammen die weißen Männer? Sind sie vom Himmel herab, oder aus der Erde heraufgestiegen? Ist in Deinem Lande der Himmel sehr nahe bei oder sehr ferne von der Erde und wie sieht er aus? Kannst Du uns aus Deinem Buche sagen, wann die Wamasai wieder in unser Land kommen werden? Ist Dein Buch für alle Menschen oder nur für die Wanika bestimmt? Spricht Gott mit den Menschen, und wenn Er das thut, können sie Ihn hören? Kannst Du, wenn Du in diesem Lande wohnest, die Wamasai verhindern,

wiederzukommen?" Wakefield beantwortete alle diese Fragen einfach und deutlich, die letzte natürlich wie das erste Mal mit einem entschiedenen Nein. „Aber ich will Euch sagen," fuhr er auch dießmal fort, „was ich wie alle Christen thue, wenn mir Feinde drohen: ich bete zu Gott und Er hört mich. Er ist mein Beschützer und Nothelfer und macht mich frei von der Furcht vor Menschen. Wenn dem nicht so wäre, stünde ich jetzt allein hier unter Euch? Er ist mein Schild." Und darauf die Gala's: „Wir wollen Dich morgen an den Platz führen, wo die Wamasaï über unsere Heerden herfielen, damit Du da Gott bittest, daß sie in Zukunft nicht mehr kommen."

Obgleich Wakefield sie darauf hinwies, daß sie Gott vor Allem um Vergebung ihrer Sünden und um neue Herzen bitten müssen, damit sie ein Ihm wohlgefälliges Leben führen können, bestanden sie doch mit großer Lebhaftigkeit auf ihrem Verlangen. Da es trotz aller Unklarheit ihrer Begriffe von einem gewissen Vertrauen auf Gott und auf die Wirksamkeit des Gebets zeugte, sagte Wakefield zu. „Wer an der Gebetsversammlung Theil nehmen solle, ob sechs Aelteste, drei Männer und drei Frauen?" war die nächste wichtige Frage, die einen Tag später vor ihn gebracht wurde. „Es mögen nur Wenige kommen oder das ganze Volk zu Hauf, wie es ihnen gut dünke," erwiederte Wakefield. So zogen denn am andern Morgen der König und einige seiner Großen mit ihm und einem Theil seiner Leute aus. Etwa 20 Heiden auf dem Wege zu einer Gebetsversammlung — der Missionar konnte es kaum fassen! Etwas über eine Stunde weit wurde er hinausgeführt an den Fuß des Weitschu-Berges. Hier, in der weiten Wildniß, sah er seit seinem Eintritt in Kosira den ersten Grabstein. „An dieser Stelle," sagten die Gala's, „trieben die Wamasaï unsere Heerden weg." Es schien das ein ihren Herzen unauslöschlich eingeprägtes Ereigniß. „Aber was soll ich nun thun? Ich kann ja nicht in Eurer Sprache beten?" fragte Wakefield. „Bete englisch," erwiederten sie einstimmig. Nun wollten sie wissen, nach welcher Himmelsgegend sie ihre Gesichter zu richten haben. Wakefield sagte ihnen, das sei durchaus gleichgiltig, zeigte ihnen aber, wie er beim Gebet niederzuknieen, die Augen zu schließen und die Hände zu falten pflege. Dann fuhr er fort: „Eines jedoch muß ich Euch sagen, bevor wir anfangen. Gott ist ein unendlich großes und erhabenes Wesen. Wir sind weniger als Nichts vor Ihm, und doch sind wir im Begriff, vor Seine Majestät zu treten. Es ist also eine sehr

heilige Handlung, zu der wir uns anschicken, und kein Mangel an Ehrfurcht soll dabei stattfinden. Gott sieht uns und hört jedes Wort, das wir sagen. Er ist nicht ferne von uns, sondern hier, in unserer Mitte, daher müssen wir andächtig sein." Einen Augenblick nachher sagten sie: „Wir sind bereit." Sie knieeten Alle nieder, und Wakefield flehte zum Herrn, daß Er gnädig herabblicken wolle auf diese Stunde, daß Er Erbarmen haben möge mit dem Häuflein Heiden, das hier seine Kniee vor Ihm beuge, und mit dem ganzen Gala-Volke, daß Er ihnen Seinen heiligen Geist senden, ihre Sünden aufdecken, sie zu Seinem lieben Sohn bekehren und ihre unsterblichen Seelen vom Verderben erretten möge, und daß, wenn es Sein Wille sei, Er sie auch vor neuen Einfällen der räuberischen Wamasaï bewahren und in ihrem irdischen Besitzthum segnen möge, damit sie sich im Frieden nähren und kleiden könnten. Als er geendet hatte, wandte er sich wieder an seine Begleiter, die sich, während er sprach, durchaus ernst und ruhig verhalten hatten: „Nun möchte ich, daß auch Ihr betet; Gott fordert das von jedem Menschen, und wenn Ihr nicht selbst auch zu Ihm betet, nützt Euch mein Gebet nichts." Da trat der König vor, der seither im Hintergrund gesessen war, kniete neben Wakefield nieder, faltete die Hände und sprach in sanftem Ton: „Lieber Gott, verblende die Augen der Wamasaï, daß sie nicht wieder kommen, und wirf sie zurück, daß sie uns nicht erreichen."

Auf die Frage, wie sie beten sollten? hatte Wakefield geantwortet: wie sie es gewöhnlich zu thun pflegten. Somit glaubt er aus dem kurzen Seufzer des heidnischen Königs schließen zu dürfen, daß die Gala's an einen Gott glauben, der ihre Gebete hört, und dessen Macht größer ist als die der Menschen.*) Sehr merkwürdig und muthherweckend war ihm auch, ehe man den Heimweg antrat, aus der Mitte des durch seine Grausamkeit und Rohheit bei allen Nachbarstämmen berüchtigten Volks die weiteren Fragen zu vernehmen, ob, im Falle die Wamasaï wieder kämen, sie mit ihnen kämpfen und was sie mit den Gefangenen thun sollten, wenn solche in ihre Hände

*) Aehnliches berichtet Krapf von den nördlichen Gala's. „Sie haben keine festen Gebetsformeln, sondern sagen im Gebet etwa Folgendes: „O Wak, gib uns Kinder, Tabak, Korn, Vieh und Schafe. Bewahre uns vor Krankheit und hilf uns, die Feinde zu erschlagen, die uns bekämpfen, die Sidama (abessinischen Christen) und die Islama (Muhammedaner). O Wak, nimm uns zu Dir, führe uns in den Garten (Paradies), schicke uns nicht zu Setani, noch ins Feuer!"

fielen? Gerade die abscheuliche Mißhandlung ihrer Gefangenen, von der sie selbst ganz unverhohlen sprachen, hat den Gala's weit und breit solch einen bösen Namen gemacht, und war ihnen schon vorher von Wakefield als entsetzlich und teuflisch dargestellt worden. Natürlich benützte er diese Veranlassung, ihnen zu sagen, daß er um kein zeitliches Besitzthum, sondern nur um sein eigenes und der Seinen Leben kämpfen würde, und daß Christen ihre Kriegsgefangenen auszuwechseln pflegen.

„Das Land steht Dir offen," lautete ihre Antwort, als er ihnen, die Bibel emporhaltend, noch weiter die Segnungen erklärt hatte, die sein Volk dem Worte Gottes verdanke; „Du kannst Dich niederlassen, wo Du willst, in Tschaffa, Weitschu oder Kossra. Aber wie willst Du wohnen? Du siehst, die Gala's haben keine Häuser; wir schlafen unter freiem Himmel." — Eine willkommene Veranlassung, von den Bedingungen der Gründung einer Mission zu sprechen.

Das waren nun freilich so ziemlich die erfreulichsten Erfahrungen, die er unter den Gala's machen durfte. Keineswegs barbarisch erschienen ihm zwar auch die sämmtlichen Palawers, denen er anwohnte; es drängten sich ihm da vielmehr zuweilen seltsame Vergleichungen auf zwischen der Ruhe und Stille einer solchen afrikanischen Versammlung und dem Lärm und Ungestüm mancher englischen Wahlkämpfe und Berathungen; aber verbittert wurden ihm diese Zusammenkünfte doch jedesmal durch die immer wieder dabei hervortretende Bettelhaftigkeit seiner Wirthe. Auch andere vereinzelte Züge von Rohheit ließen ihn nicht vergessen, daß er sich unter Wilden befand.

Am Tage nach seiner Ankunft mußte er erst an die versprochenen Lebensmittel für sich und seine hungrigen Gefährten mahnen, um nicht mit leerem Magen der Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Man brachte hierauf einen Ochsen und zwei Ziegen herbei und fragte sehr naiv, ob er sie als ein Geschenk betrachte, oder ob er sie zu kaufen wünsche. „Haltet das, wie Ihr wollt," erwiederte er; „wollt Ihr mir diese Thiere schenken, so übergebt sie mir; soll ich sie kaufen, so bestimmt mir den Preis." Statt aller Antwort wurden Vorbereitungen zum Schlachten getroffen. Welch grausiger Anblick aber, als ein junger Gala, einem Blutegel ähnlich, sich an eine der noch blutenden Ziegen hängte, sich aus ihren geöffneten Adern vollsog und dann mit blutbeschmiertem Gesicht auf-

stand, um einem Andern Platz zu machen! Es ist das eine Scene, die sich bei den Gala's wiederholt, so oft ein Thier geschlachtet wird.

Als das Geschenk, das Wakefield zu überreichen habe, wurden im Laufe des Vormittags 100 Stücke Zeug von je 5 Ellen, 100 etwas kürzere Stücke Zeug für die Kinder, bunte Tücher, Perlen, Messingdraht und andere Kleinigkeiten bestimmt. Er war kaum mit dem Abmessen und Zusammensuchen fertig, als er gegen fünf Uhr Abends die Gala's in geringer Entfernung von seinem Lager singen hörte und eingeladen wurde, sich zu ihnen zu begeben. Da saßen in vier oder fünf Reihen, voran die Großen des Landes, etwa 70 Männer im Gras. Es war, wie er nachher hörte, die Ghâba oder Rathsversammlung. Kein Tanz, kein Schwingen der Waffen, kein wilder oder stürmischer Auftritt fand statt, nur die blos für afrikanische Ohren erträgliche, endlose Wiederholung eines kurzen eintönigen Liedchens. „Sing, Dmga, sing!“ tönte es aus den Reihen dazwischen hinein zu Wakefield herüber. So außerordentlich ernst es ihnen aber auch mit ihrem Singen war, hielten sie sich durchaus in den Grenzen des Anständigen. Als die Geschenke herbeigebracht wurden, wünschten sie die Tücher als Turban um den Kopf gebunden zu erhalten. Unermüdlich gieng der Gesang fort, während der König und seine Großen mit buntem, die Männer von niederem Rang mit weißem Zeug beturbant wurden; auch das Abfeuern einiger Flinten durch Wakefields Leute führte keine Unterbrechung herbei, wie dieß immer bei den Wanika geschieht. Nun aber steigerten sich die Forderungen; die ganze Ghâba sollte beturbant werden, obgleich die festgesetzte Ellenzahl vertheilt war. „Midága, midága!“ (Es ist gut!) rief freudetrunken Goddana, der bisher an den Gesinnungen seiner Landsleute gegen Wakefield gezweifelt hatte, und stürzte mit einem der Träger fort, noch mehr von dessen Schätzen herbeizuschaffen. Um durch eine entschiedene Weigerung nicht die sich ihm zuwendende Volksgunst zu verscherzen, gab Wakefield nach; aber nicht zufrieden mit dem, was sie erhielten, hatten die Beschenkten neue und immer neue Wünsche vorzubringen. Schweren Herzens sah er unter seinen Händen die Vorräthe wegschmelzen, die ihm auch nach Tschaffa und Weitschu noch den Weg bahnen sollten; aber was war zu thun? Endlich nahm er, während noch immer der Gesang fortgieng und zwe seiner Leute im Mondschein mit dem Umbinden der Tücher beschäftigt waren, den König und seine Großen bei Seite, und ließ ihnen durch

seinen Dolmetscher Ja vorstellen, wie nur seine Liebe zu den Gala's ihn hieher gebracht, und wie ihr freundlicher Empfang auch seine Achtung für sie geweckt habe, wie sie aber jetzt nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen die drei andern Gala-Könige, die er noch zu besuchen wünsche, unrecht handeln, indem sie ihm weit über die vorausbestimmte Menge Tuchs abnehmen. „Urtheilet selbst," so schloß er, „ob ich ohne Geschenke meine Reise nach Tschaffa fortsetzen kann? Ihr seid Männer von Verstand; versetzet Euch in meine Lage, und sagt mir, was ich thun soll?" Nach langer Berathung gaben sie die befriedigendste Antwort, die sich denken ließ: „Kosira ist der wichtigste Theil der Gala-Länder. Nach Kosira kamen die Gala's zuerst, als sie ihre Heimat verließen. Der Dunga ist unser Gast. Bis jetzt hat nie ein Dunga oder Araber oder Sawahili unser Land besucht; er ist der Erste. Wie lieben ihn und freuen uns sehr über seinen Besuch. Wir erlauben ihm nicht, daß er uns verläßt, um in ein anderes Land zu gehen, aber wir wollen ihn selbst nach Tschaffa, Weitschu und in jeden Theil unseres Landes führen, und wenn er nicht genug Zeng hat, um diese Plätze zu besuchen, wollen wir ihm von unsern eigenen Sachen geben; wenn es nicht eine Schande wäre, würden wir lieber die Tücher hergeben, die wir tragen, als daß er enttäuscht sein sollte."

Diese großmüthigen Gesinnungen waren indeß von kurzer Dauer. Am folgenden Tag bezahlte Wakefield den bei seiner Ankunft geschlachteten Ochsen; einige Stunden hernach wollten die Gala's mehr dafür haben, als den von ihnen selbst bestimmten Preis. Etliche Tage später brachten ihm der König und die Ghâba zwei Stiere zum Geschenk; hintennach aber forderten sie für jeden derselben etwa 25 Ellen Zeug, die ihnen Wakefield auch sogleich gab. Als er den Wunsch aussprach, ein in der Nähe befindliches Dorf zu sehen, sollte er die kleine Gefälligkeit, ihn dorthin zu führen, mit einem Geschenk bezahlen; erst auf einen tüchtigen Verweis über ihren Eigennutz fanden sich unentgeldliche Begleiter, die aber wieder abtrünnig wurden, sobald sie merkten, daß dießmal alles Ernstes von keiner Belohnung die Rede sei.

Folgen wir Wakefield in jene Gala-Niederlassung, die er mit einigen seiner eigenen Leute dennoch aufsuchte! Den Namen Dorf verdiente sie kaum, obgleich unterwegs sein Dolmetscher, auf zwei freie, runde Plätze hinweisend, die eine kleine Umzäunung von nicht

einmal in die Erde gesteckten, sondern nur über einander gelegten dürren Baumzweigen und Dornen hindeutend, diese sogar Städte nannten. Es waren das nur bei Nacht benützte Niederlassungen, in denen bei Tag kein menschliches Wesen zu erblicken war; denn viele Gala's leben völlig obdachlos und schlafen nie anders, als unter freiem Himmel. In dem Dörflein aber, das die Wanderer nach anderthalbstündigem Marsch erreichten, standen etwa ein halbes Dutzend elender kleiner Hütten beisammen. Kaum schien es der Mühe werth, den Weg zu ihnen gemacht zu haben. Unter dem Schatten eines Baumes rasteten sie ein wenig. Da trat eine Frau zu ihnen, und brachte ihnen in einer großen Kalabasse Milch zur Labung. Der Ausdruck ihres Gesichts war wohlwollend; ihre Kleidung bestand in einem über der rechten Schulter geknüpften und durch einen Gürtel zusammengehaltenen Stücke Zeug. Ihre Arme waren mit einheimischen Schmucksachen bedeckt; ihr dichtes Haar ungeflochten. Eine zweite ähnlich gekleidete Frau bot ihnen Milch und Wasser an, und bald kam auch der Ortsvorsteher nach, die Fremden zu begrüßen, ein fein aussehender Mann von fast europäischen Gesichtszügen und durchaus höflichem Benehmen. Er ließ sich mit Ya und Goddana in ein Gespräch ein, und Wakefield merkte bald, daß sein Besuch der Gegenstand desselben sei. „Ein großer Mann," hieß es mit wichtiger Miene, „ist in unser Land gekommen." — Ein munterer, verständig aussehender Junge, dessen reiches Wollenhaar auf dem Scheitel so knapp geschoren war, daß es einen natürlichen Turban bildete, machte sich gleichfalls neugierig herbei. Wakefield wurde jetzt gefragt, ob ihm der Anblick des Dorfes von außen genüge, oder ob er einzutreten wünsche. Natürlich bejahte er das Letztere. Doch sein Verlangen, auch Menschen zu finden, wurde ziemlich getäuscht. Außer seinem Führer zeigte sich kein anderer Mann; vier Frauen, von denen die eine, nach ihrem ergrauten Haupte und ihren abgemagerten Armen und Füßen zu schließen, nahe am Ziele ihres Lebens stand, den Hals aber dennoch schwer behangen trug mit Metall- und Porcellan-Perlen, und ein paar kleine Kinder waren die ganze zu Hause anwesende Einwohnerschaft. Einige der Kinder, hieß es, hüten das Vieh; die andern suchen bolo (eine wildwachsende Frucht). Freundlich eingeladen, trat Wakefield nun in die Hütte des Ortsvorstehers. Vier lange, bogenförmig in die Erde gesteckte Stäbe bildeten ihre Gerüste, zierlich geflochtene einheimische Matten die Wände und das Dach;

über den mit keiner Thüre versehenen Eingang fielen vorhangartig lange, biegsame Gräser herab. Etwa fünf Fuß hoch und einen Raum von nur 6—7 Quadratfuß bedeckend, war diese Hütte ein rechtes Miniaturbild einer menschlichen Wohnung, aber zugleich auch ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Auf den ersten Blick schienen ein aus einem Holzklotz massiv gearbeiteter Stuhl und eine dicke auf den Boden gebreitete Matte das ganze Hausgeräthe zu sein, aber bei genauer Betrachtung glaubte man sich in einen kleinen Bazar versetzt; denn an den Wänden hiengen hübsche Geschirre, Glocken und allerlei niedliche Kleinigkeiten in Menge — für Alles war ein Plätzchen da, und Alles war an seinem Platz. Ob diese Hütte nur eine schöne Probe einer Gala-Wohnung, oder aber eine Ausnahme sei, konnte Wakefield nicht beurtheilen, da ihm in keine andere der Zutritt angeboten wurde; fast lächerlich klein waren sie aber alle. Zum Abschied gab er dem Mann einige Stränge weißer und rother Perlen und etliche eiserne Ohrringe mit der Bitte, sie unter die Frauen und Kinder zu vertheilen. Der Auftrag wurde sogleich mit größter Pünktlichkeit vollzogen, für sich selbst jedoch hatte der Mann nun auch einen Wunsch — ein Rasiermesser. Es war Wakefield aufrichtig leid, dieser Bitte nicht entsprechen zu können; denn das Oberhaupt des Dörfleins hatte seine volle Achtung gewonnen.

Eine Mahnung, sich mit der äußersten Vorsicht zu betragen, um nicht den Argwohn oder die Empfindlichkeit der Gala's zu reizen, wurde Wakefield gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Kostra zu Theil. Bald nach Sonnenaufgang in ihre Rathsversammlung gerufen, fand er sie mit ernsten, fast sorgenvollen Blicken umhersitzend und zwei Anklagen gegen ihn vorbringend. Man hatte im Busch einige Pflöcke entdeckt, die ohne sein Wissen seine Leute in den Boden getrieben hatten; das konnte ja nichts anderes sein, als ein Stück Zauberei, um Unglück über das Land und Krankheit über das Vieh zu bringen. Dann hatte Wakefield ohne besondere Erlaubniß gejagt. In letzterem Punkte gab er sich sogleich schuldig und bot Genugthuung an für eine Uebereilung, die in seiner Unbekanntschaft mit der Landessitte ihren Grund habe, und vor der er sich künftig hüten werde; über ihre Furcht vor den harmlosen Pflöcken aber hielt er ihnen einfach eine Strafpredigt, die er mit den Worten schloß: „Wenn Ihr Alle mich durch Eure Zauberei mit dem Tode bedrohen würdet, hätte ich keinen Augenblick Angst; ich würde nur lachen über Eure Thor-

heit und Ohnmacht. Zudem aber bin ich als Euer Freund gekommen und frage Euch nun: versuchen Freunde Denen zu schaden, die sie lieben?" Er wurde aufmerksam angehört und dann zu einer Strafe von einem 5—6 Ellen haltenden Stück Zeug verurtheilt. „Die Sache hat bloß so gut geendet, weil die Gala's sehr erfreut sind über Deinen Besuch und Dich außerordentlich lieb haben," bemerkte darüber einer von Wakefields Leuten.

Ernster drohte sich ein Streit zu gestalten, dessen wenigstens mittelbare Veranlassung gleichfalls der Besuch des weißen Mannes war. Die Kunde davon war bereits nach Tschaffa gedrungen, und es fanden sich von dort Abgesandte ein, ihn zu begrüßen und zur Weiterreise in ihr Land aufzufordern. Am ersten Abend staunte Wakefield über die Ruhe und Würde, mit der ihre dreistündige, sehr angelegentliche Besprechung mit den Kosira-Leuten geführt wurde; am andern Tag aber traten sie mit der vorwurfsvollen Frage hervor: „War es recht von Euch, als der Dunga nach Kosira kam, ihn festzuhalten, ohne uns seine Ankunft wissen zu lassen? Er will uns besuchen, aber Ihr habt ihm seine Zeuge abgenommen. Wir freuen uns sehr über seinen Besuch, wenn er uns das übliche Geschenk bringen kann, aber ohne dieses Geschenk nicht. Er wollte nach Tschaffa, aber Ihr habt ihn hier festgehalten." Schon griffen die Angeklagten ergrimmt nach ihren Speeren und ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich, als eine beschwichtigende Stimme rief: „Laßt uns den Dunga selber fragen, ob ihn die Kosira-Gala's mit Gewalt festhielten; wenn nicht, so hat der Streit ein Ende, wenn aber, dann wollen wir fechten."

Mit innigem Dank gegen Gott, daß es auf diese Weise in seine Hand gegeben war, das Schlimmste zu verhüten, erklärte Wakefield, er habe Kosira, als den südlichsten und auf seinem Wege gelegenen Theil der Gala-Länder, zuerst besucht, und werde von da aus nach Tschaffa kommen. Eine tiefe Mißstimmung blieb aber dennoch in der Versammlung zurück. Die Tschaffa-Leute sagten: Wir möchten, daß der Dunga zu uns käme, aber nur wenn er genug Zeug hat, um uns unser volles Geschenk zu bringen. Die Kosira's erwiederten: „Er wird gleich morgen in Euer Land kommen; wir wollen ihn selbst hinbegleiten;" worauf jene drohten: „wenn Ihr das thut, so werden wir mit Euch kämpfen." — Einige Tage darauf aber kamen drei andere vom König von Tschaffa gesandte Boten, welche erklärten,

die ersten seien auf eigene Faust gekommen, um zu sehen, was sie an Geschenken für sich erbeuten könnten. Einer dieser Boten versicherte: „Wenn Du in unser Land kommst, wollen wir 20 Kühe für Dich schlachten," ein Versprechen, über dessen Werth sich Wakefield keinen Täuschungen hingab.

Wie hatte er sich aber abzukämpfen, bis er endlich von Kofira loskam! Noch ehe die zweite Gesandtschaft von Tschaffa eintraf, waren die Kofira's allen Ernstes auf ihrem Anerbieten bestanden, ihren Gast nicht anders als unter bewaffneter Bedeckung ziehen zu lassen; Goddana aber hatte schmeichelnd erklärt: „Goddana ist des Dunga's Vater, Goddana ist des Dunga's Mutter; Kofira ist des Dunga's Heimat; Goddana will nicht, daß der Dunga nach Tschaffa gehe, Verrätherei, Falschheit!" und als er Wakefield unerschütterlich sah, zornig versichert: „Wenn der Dunga nach Tschaffa geht, wird Goddana nicht bei der Karawane sein." Der Anblick der noch vorhandenen Vorräthe hatte zwar dann nicht nur die erste Tschaffa-Deputation, sondern auch ihn vollständig beruhigt; dagegen wartete der König von Kofira mit seinen Würdeträgern nun noch auf ein Abschiedsgeschenk und suchte auf alle Weise ein größeres zu erpressen, als das von Wakefield bewilligte. In der Stunde des Aufbruchs endlich waren sieben Wanika-Träger auf und davon, und mußten von Ya, der unter den Flüchtlingen einen ihm gehörigen Sklaven hatte, erst wieder eingefangen werden.

Die noch zweitägige Reise gieng vollends glücklich von Statten. Merkwürdiger Weise begegnete auch auf dieser Strecke den Wanderern nie ein reißendes Thier, obgleich sie in Kofira allnächtlich das Geheul der Hyänen gehört hatten, und sie auf ihrem Pfade nicht nur Fährten in Menge fanden, sondern auch hin und wieder schauerlich grinsende Thierschädel von einem Kampf unter den Bewohnern der Einöde Kunde gaben. Natürliches Wohlwollen und echt afrikanischer Eigennutz spiegelten sich in eigenthümlicher Weise in der Botschaft, die der König seinem Gast durch einen großen, wohlgestalteten jungen Gala entgegensandte: „Geh zu dem Dunga und bringe ihm meine herzlichen Grüße. Ich will meine Männer zusammenrufen und ihm morgen selbst entgegenziehen, aber da er hungrig sein wird, sende ich ihm eine Kuh, daß er inzwischen ißt, denn gewiß wird es ihm an Lebensmitteln fehlen. Sage ihm auch, daß kein anderer Gala irgend etwas von dem bekommen soll, was er mitgebracht hat, nicht ein-

mal ein Päckchen Tabak; alles, was er hat, soll mein sein, und alles, was er in diesem Lande bedarf, will ich ihm geben."

Die Empfangsfeierlichkeit fand in Tschaffa in ähnlicher Weise statt wie in Kofira. Nur stehend, nicht sitzend, und ihre Lanzen in der Hand, sang die Ghaba dasselbe Lied wie dort; ehe man sich aufs Gras niederließ, wurden sodann die Lanzen eingesammelt und bei Seite gelegt. Wakefields Geschenke wurden herbeigebracht, und während einige seiner Leute die Versammlung beturbanten, rief aus der Dunkelheit die Stimme des Königs nach ihm, daß er mit eigener Hand ihm das Tuch umbinde. Er that es mit dem stillen Seufzer, daß der Herr selbst diesen Mohren noch in das Weiß Seiner Gerechtigkeit kleiden möge.

Von den Betteleien und Plackereien, die Wakefields Aufenthalt in Kofira getrübt hatten, die er aber weniger der ganzen Ghaba als dem Eigennutz Einzelner, namentlich des unersättlichen Neko zur Last legt, blieb er in Tschaffa gänzlich verschont. Die Photographien, die er zeigte, erregten großes Staunen: „Es ist Zauberei," schien der allgemeine Gedanke. Der König, ein sechszigjähriger Mann von ehrwürdigem Aussehen, hatte in seinem Benehmen etwas durchaus Fürstliches, die Verhandlungen wurden mit größter Ruhe und Freundlichkeit gepflogen, und nachdem Wakefield den Zweck seines Besuchs ausführlich dargelegt und der König mit seinen Räthen die Sache reiflich überlegt hatte, erhielt er die Antwort: „Das Land ist Dein; Du kannst kommen und wohnen, wo es Dir beliebt; Du hast volle Freiheit zu thun was Du willst, und wenn Du wiederkommst, kommst Du nicht als ein Fremder, sondern als einer der Unsern."

Nur in Einer Beziehung fand sich Wakefield auch hier getäuscht. Er hätte gerne noch Ganda, eine, wie ihm gesagt wurde, volkreiche Stadt und Gegend besucht. Der König aber entgegnete bestimmt: „Zehn Tagereisen weit gehört das Land mir; ich kann jedoch Deinen Wunsch, nach Ganda zu gehen, nicht gewähren. Es sind dort viele Männer, die ein großes Geschenk von Dir fordern werden, wenn Du kommst, und Du hast ihnen nichts zu bringen. Als König kann ich Dir zwar in allen Theilen meines Landes, also auch in Ganda, Aufnahme verschaffen, aber Du würdest von dem Volke nicht so herzlich und achtungsvoll empfangen, wie ich es wünsche. Wenn Du wiederkommst und das an meinem Geschenk noch Fehlende bringst, sollst Du die Stadt und das ganze Volk sehen." Auch die weitere Frage, ob

er die Heimreise nicht zu Wasser auf dem nur 5—6 Stunden entfernten Pokómo oder Osi-Fluß machen könnte, wurde abschlägig beschieden, weil er auf diesem Wege Ganda berühren müßte. Die Nachricht, daß im vorigen Jahre zwei Europäer (der Baron von der Decken) mit zwei kleinen Dampfbooten den Strom heraufgekommen, von den Tschaffaleuten aber an der Weiterreise verhindert worden sei, hatte seinen Wunsch nur gesteigert, auf demselben nach Melinde hinabzufahren, anstatt nochmals die beschwerliche Landreise zu machen; doch es blieb nichts übrig, als sich den Umständen zu fügen.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs wurde eine ähnliche Gebetsversammlung veranstaltet, wie in Kosira. Wakefield erwartete, die Gala's werden wie dort sich still verhalten, so lange er spreche; kaum aber hatte er sein Gebet in englischer Sprache begonnen, so fielen sie singend in einigen kurzen Strophen ein, die sie fort und fort wiederholten. Während sie dieß in ihrer Sprache thaten, fieng einer von Wakefields Trägern an, mit lauter Stimme und scheinbarer Inbrunst in seiner eigenen Weise zu beten, wobei er sein Kisawahili mit arabischen Sätzen aus dem Koran vermischte. Wakefield hielt lange vor den Gala's inne, und hörte somit noch deutlich den Schluß von Muidana's Gebet, der entschlossen schien, nicht vor jenen zu enden: „Herr, wir haben gesündigt; es ist viel Sünde unter uns, aber wir wollen sie verlassen und dir folgen. Höre und thue Alles, was Buana (Herr) Wakefield gebetet hat. Verbiete den Wamasaï, wieder in dieses Land zu kommen, um Jesu Christo willen. Amina."*)

Beim Aufstehen sagte Wakefield dem König, um was er gebetet habe: Daß Gott sie mit zeitlichen Gütern segnen, und wenn es sein Wille sei, die Wamasaï abhalten möchte, ihr Land abermals zu verheeren und ihre Stammgenossen zu erschlagen; daß Er aber vor Allem sie mit Seinem heil. Geiste taufen, ihre Herzen durch Seine Gnade erneuern, und ihnen Sein Wort und Lehrer senden möchte, die ihnen von Ihm, ihrem Schöpfer, und von Jesu Christo, ihrem Heiland, und von dem Weg zum Himmel erzählen. „Es ist gut," erwiederte der König. Heimgekehrt, rüstete sich Wakefield zum Abschied. Er überreichte dem König ein kleines Geschenk an Tabak und Perlen, das dieser mit seinen Großen theilte, ehe er zu seinem Gast

*) Derselbe Mann erregte übrigens auf dem Heimweg Wakefields gerechten Aerger durch sein feiges und diebisches Benehmen.

gewendet sprach: „Gott hat Dich in mein Land gebracht. Kein Misawahili oder Manika ist je vor Dir hier gewesen. Ich habe Dich lieb; das Land ist Dein. Aber komme nicht wieder in der heißen Jahreszeit wie jetzt, komme zu günstigerer Zeit, das wird besser für Dich sein; dann wird die Sonne nicht so stechend heiß sein, und Du wirst reichlich Wasser finden auf dem Wege." Fünf seiner Leute sollten Wakefield das Geleite an die Küste geben und wurden dem vorhin genannten Kisawahili Muidana mit den Worten empfohlen: „Ich gebe diese Männer dem Dunga, daß sie ihn beschützen. Du bist ein Amhara (Misawahili), Du kommst von der Küste. Die Amhara's und Gala's sind Brüder; aber die Wanika sind böse Männer, sie tödten meine Leute. Wenn Ihr nach Mombassa kommet, führe diese fünf Männer zum Gouverneur und sage ihm, daß ich gerne einen sichern Weg geöffnet sehen möchte zwischen meinem Land und Mombassa für den Handel mit Elfenbein und andern Waaren."

Unter dem Gesang des alten Liedes zog sich nun der König mit den Seinen zurück; die zu Wakefields Begleitern bestimmten Männer blieben als Ehrenwache die Nacht über bei ihm. Zwei derselben aber machten ihrem König wenig Ehre, indem sie nach der Aussage der Uebrigen Wakefield einen andern als den ihnen von jenem vorgeschriebenen Weg führen und ihm, er konnte nicht recht verstehen aus welchem Grunde, in einer Kisawahili-Niederlassung, die sie auf diese Weise zu passiren gehabt hätten, von seinen noch übrigen Gütern abnehmen lassen wollten. Ihre Strafe war, daß man ohne sie weiter zog, als sie sich gleich am ersten Tage von der Gesellschaft entfernt hatten, und sie der Beschämung überließ, allein heimzukehren. Unter manchen Beschwerden und Mühsalen — Wakefield hatte mehrere Fieberanfälle, und mußte immer im Freien schlafen und bei Tag marschiren — aber ohne eigentliche Gefahren, legte die Karawane in acht Tagereisen den Weg nach Kazi ya Moiyo zurück, wo die Heimkehrenden mit großer Herzlichkeit bewillkommt wurden. Unter Ya's Frauen namentlich wollte der Jubel über seine glückliche Ankunft kein Ende nehmen. Als am folgenden Tage auch Ribe (etwa 70 St. von Tschaffa) erreicht war und Wakefield nach zweimonatlicher Trennung seine Kniee wieder mit seinem Mitarbeiter New vor dem Throne der Gnade beugen konnte, wußten Beide zusammen nur mit dem Psalmisten zu rühmen: „Herr, Deine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit

die Wolken gehen. Wie theuer ist Deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten Deiner Flügel trauen."

An einem der nächsten Tage begleitete Wakefield selbst die drei Tschaffalente zum Wäli (Gouverneur) von Mombas, der ihren Auftrag freundlich anhörte, als Bürgschaft aber, daß derselbe wirklich vom König komme, bei einem künftigen Besuch dessen Streitkolben mitgebracht zu sehen wünschte. Ehe sie schieden, fragte sie Wakefield noch, was sie glauben, daß nach ihrem Tode aus ihren Seelen werde. Sie werden mit ihren Leibern begraben werden, war die Antwort. Erstaunt und aufmerksam hörten sie an, was er ihnen nun von dem durch Jesus ans Licht gebrachten ewigen Leben sagte, und bejahten herzlich die Frage, ob es ihnen wirklich lieb wäre, wenn er in ihr Land käme, um ihnen mehr von diesen Dingen zu erzählen. Ebenso erregte der Anblick eines lesenden Wanika Knaben ihre Lust nach gleichem Wissen.

Hören wir nun zum Schluß Wakefields Schilderung dieser südlichen Gala's: „Ihre schönen, kräftigen Gestalten fesseln unwillkührlich das Auge; ihre Hautfarbe ist bedeutend heller, als die der Wanika und anderer Küstenbewohner; an manchen unter ihnen bemerkte ich auch weniger dicke und wollige Haare als an andern Afrikanern. Trotz ihrer Größe und ihrer schönen Formen halte ich sie doch für weniger stark als viele ihrer Nachbarn. Da sie sich nur von ihren Heerden nähren und nirgends den Boden ihres schönen, reichen Landes bebauen, verrathen ihre kleinen Hände und Füße auf den ersten Blick ihr müheloses Leben. Von der Sitte der nördlichen Gala's, ihren Körper ganz übermäßig mit Fett zu salben, dessen widerlicher Geruch schon von ferne spürbar ist, bemerkte ich bei den südlichen Gala's nichts; auch das Haar tragen sie durchaus verschieden von jenen. Während es bei den nördlichen Stämmen in langen Zöpfen über die Schultern herabfällt, tragen die südlichen es kurz geschoren, zuweilen sogar förmlich abrasirt. Die Bewerber um einen Sitz in der Ghaba und die Mitglieder der Rathsversammlung selbst machen einige fächerartig hinausstehende Haarbüschel auf dem Scheitel kenntlich (gütu), ein Ehrenzeichen, das nur durch das Erschlagen eines Feindes und die Darbringung der (unnennbaren) Siegeszeichen erlangt werden kann. Auch an jede andere Auszeichnung im geselligen oder öffentlichen Leben ist dieser Preis geknüpft, ohne Zweifel um den kriegerischen Sinn unter dem Volke zu erhalten. Ganz anders die

Wanika, bei denen Würden und Aemter um Vieh u. dgl. käuflich sind.

Die Kleidung der Gala's zeichnet sich vor der aller Nachbarstämme durch Geschmack und Schicklichkeit aus. Die angesehenen Männer tragen um den Leib ein von der Küste gebrachtes buntes Stück Tuch, das bis zu den Knieen reicht und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird, in dem ein massives, vom einheimischen Schmied verfertigtes eisernes Messer steckt. Den ganzen Körper bedeckt ein in reichen Falten über das Unterkleid herabfallender Mantel. Die jüngeren und ärmeren Männer tragen statt des bunten ein Stück weißen Zeugs um die Hüften. Die Füße schützen Sandalen vor den Dornen und Steinen des Wegs. Legt sich der Gala schlafen, so nimmt er seinen breiten, weichen Gürtel ab, wickelt ihn um die Scheide seines Messers, und benützt ihn so als Kopfkissen. Auf die nackte Erde ausgestreckt, bedeckt er sich ganz mit seinem weiten Mantel, um auch das Gesicht vor Muskito's und andern tropischen Insekten zu schützen, und versinkt dann in süßen Schlummer. Schmucksachen sind unter den Gala's ungemein beliebt. Die jungen Männer sowohl, welche sich erst um einen Sitz in der Ghaba bewerben, als diejenigen, welche bereits die höchsten Ehrenstellen einnehmen, tragen eine massive elfenbeinerne Spange über dem rechten Ellbogen. Ueber dieser Spange tragen der König und seine ersten Beamten noch zwei lederne, durch Messingdraht verbundene Armbänder. Auch Halsbänder der verschiedensten Art mit Zieraten, die zuweilen 6—7 Zoll lang auf den Rücken oder auf die Brust herabfallen, spielen eine große Rolle. Die Würdenträger in Tschaffa sind durch eine Menge Spangen von Eisendraht und andern Metallen am rechten Arm kenntlich, die sie im Gegensatz zu andern Afrikanern stets blank und glänzend zu erhalten bemüht sind. Der Schmuck der Frauen ist nicht sehr verschieden von dem der Männer; ihre anständige und für die schmalen dornigen Pfade höchst zweckmäßige Kleidung ist schon oben beschrieben worden; unter ihrem in völligem Naturzustand wuchernden und nach allen Seiten kraus hervorstehenden Haar blickt mitunter ein anmuthiges und bescheidenes kleines Gesicht hervor, dessen Ausdruck nicht zu trügen scheint; wenigstens benahmen sich alle Galafrauen, die während meines kurzen Aufenthalts in ihrem Lande mein Lager besuchten, durchaus sittsam, und luden mich herzlich ein, länger zu bleiben oder wieder zu kommen. Ihre gesellschaftliche Stel-

lung scheint viel höher zu sein, als die der Kinika-Frauen; sie haben nicht wie die Letzteren als Sklavinnen ihrer Männer das Feld zu bauen und Korn zu mahlen; doch liegt es ihnen ob, die Hütten zu errichten, die Kühe zu melken und die Kinder zu pflegen; auch alle die schönen soróro (Kalabassen) werden von ihren zarten Händen verfertigt.

„Allgemeine Sitte unter den Männern und selbst Knaben ist das Tabakkauen. Selten sieht man einen Mann ohne Tabak zwischen den Zähnen oder mindestens in Bereitschaft hinter dem Ohr gleich der Feder eines Schreibers. Trotz des starken Verbrauchs haben indeß die südlichen Gala's keine eigenen Tabakpflanzungen; Rauchen und Schnupfen kommt bei ihnen nur ausnahmsweise vor. Tabakpulver in Milch gerührt dient ihnen als Brechmittel. Gern trinken sie Blut mit Milch gemischt, öffnen auch wohl einer Kuh die Halsader, um einen tüchtigen Schluck zu thun, ehe sie das Thier weiter ziehen lassen. Wie ihre nördlichen Stammgenossen sind auch sie ein kriegerisches Volk; aber ihre einzigen Waffen bestehen in Speer und Schild. Der erstere hat gewöhnlich eine kurze, breite Klinge und einen langen Griff und wird nie geschleudert, sondern nur im Handgemenge gebraucht. Seine Länge beträgt vier Fuß. Nie verläßt der Gala seine Wohnung, ohne in der rechten Hand seinen Speer zu zu tragen; selbst die kleinen Knaben sieht man nicht anders, ganz wie die Wanikajnngen nicht ohne ihre kleinen Pfeile und Bogen herumschlendern. In Händeln wird alsbald mit dem Speer drauf losgestochen. Der Schild wird nur im Krieg gebraucht. Der einzige, den ich sah, war rund, mit Büffelhaut überzogen, und hatte etwa 18 Zoll im Durchmesser. Mir schien er gegen den leichten, bequemen Schilden der Wamasaï, deren einer in meinem Besitz ist, sehr schwerfällig. Einige Gala's sah ich auch einen Streitkolben tragen, allein ich glaube, daß das keine allgemein gebräuchliche Waffe unter ihnen ist. Bei so dürftiger Bewaffnung muß der südliche Gala im Kampfe mit Feinden, die wie die Wamasaï schwere Streitkolben, Schwerter und verschiedene Arten von Speeren führen, oder auch mit im Gebrauch des Bogens geübten Gegnern nothwendig große Verluste erleiden. Mit den Wakamba und Wakwäwi steht der Gala in ewiger Fehde; doch tödtet er nur die Männer und führt die Weiber gefangen, während jene Stämme auch die Kinder und Weiber der Gala ohne Unterschied erschlagen.

„Ihren nördlichen Stammgenossen, unter denen theilweise der Ackerbau blüht, hierin völlig unähnlich, führen die südlichen Gala's ein halb nomadisches Leben, suchen während der Regenzeit mit ihren Heerden trockenere Gegenden auf und kehren nach derselben wieder an ihre gewöhnlichen Wohnsitze in Tschaffa, Kofira u. s. w. zurück. Während die nördlichen Gala's durch ihre schönen Pferde berühmt sind und selbst die Frauen häufig zu Pferde gesehen werden, besitzen die südlichen kein anderes Reitthier als Esel, deren ich auch nur wenige sah. Sie halten Sklaven, verkaufen aber nie ihre Landsleute zu Sklaven Anderer."

Missions-Literatur.

Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg. Bearbeitet von Dr. H. Mögling und Th. Weitbrecht. Mit einer Karte und vier Bildern in Tondruck. Basel 1866 (Preis, beim Bezug von der Missionsverwaltung 1 fl. 24 kr.).

Das vorliegende Werk ist eine Art von Missionsschriften, wie wir ihrer leider! noch nicht viele besitzen. Es wäre aber jeder angehenden Mission zu wünschen, daß sie bald eine ähnliche Monographie über Land und Volk, mit denen sie zu schaffen hat, zu Stande brächte. Im ersten Theil wird uns die genauste Beschreibung des Landes und seiner Erzeugnisse geboten, unter welchen neuestens der Kaffee sich zur ersten Stelle emporarbeitet, daher auch ein Anhang sich über den Kaffeebau verbreitet. Es folgt eine beinahe vollständige Beschreibung des Volks nach allen seinen Seiten. Wir sehen in das häusliche und öffentliche Leben der Kurgs und bekommen einen Einblick in alle Wechsel und Motive, welche dasselbe beeinflußen. Der zweite Theil gibt die Geschichte des Landes nach den besten, meist handschriftlichen Quellen; unter letzteren nimmt den höchsten Rang das Radschendraname ein, ein von dem berühmtesten Kurgfürsten verfaßtes Geschichtswerk, welches Dr. Mögling seiner Zeit in kanaresischer und englischer Sprache herausgegeben hat. Wohl mag ein oder der andere Leser sich über die Menge fremdartiger Namen beklagen, durch die er sich in diesem Abschnitt hindurcharbeiten muß. Wenn er sich aber nicht abschrecken läßt, so bekommt er an handgreiflichen Beispielen eine klare Einsicht in ein indisches Volksleben und in den gewaltigen Umschwung, welcher unter der guten Hand Gottes durch die britische Besitznahme über je es weite Ländergebiet gekommen ist. Was dann geschehen ist, um diesen Umschwung auch für das Reich Gottes fruchtbar zu machen, schildert in anmuthiger, anspruchsloser Weise der dritte Theil: es ist das Werk der evangelischen Mission in Kurg während der letzten dreizehn Jahre. Die ansprechenden Bilder und die gut gearbeitete Karte sind ganz geeignet, die charakteristischen Züge des Landes und seiner Bewohner dem Leser klar und eindrücklich vorzuführen.

Ostafrika.

Erst vor Kurzem haben wir (Augustheft S. 343) der ostafrikanischen Mission erwähnt, ohne zu erwarten, daß von jenem Erdstrich sobald wieder die Rede werden sollte. Allein es fügt sich so, daß die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde noch einmal darauf gelenkt werden muß.

Es war Missionar Rebmanns Entdeckung eines schneebedeckten Berges (am 11. Mai 1848), was die geographische Forschung auf diese Gegenden concentrirte. Durch dieses eine Faktum, das sich nicht wegläugnen ließ, wenn auch gewandte Federn die Unmöglichkeit desselben bewiesen, „wurde Ostafrika eines der lockendsten Ziele für wissenschaftliche Helden.“*) Einem Deutschen, dem Baron von der Decken, war es dann vorbehalten, im August 1861 bis zu dem mächtigen Schneeberg Kilimandscharo, vorzudringen, und auf einer zweiten Expedition (November 1862) denselben zu ersteigen. Bis zu der Höhe von 14,000′ konnte er seine Begleiter bewegen, mit ihm hinaufzusteigen; dort übernachtete er auf dem Schnee, überzeugte sich, daß er es mit einem einstigen Vulkan und wohl dem höchsten Berge Afrika's (etwa 20,000′ hoch) zu thun habe, und sah sich genöthigt, seine Untersuchungen abzubrechen.

Indessen hatten andere Reisende sich dem Gebiet der großen Seen zugewendet, welchen die mächtigen Flüsse Ostafrika's entströmen. Burton und Speke besuchten von Sansibar aus (1857—58) den See Tanganyika und den weiter nördlich gelegenen Nyanza-See. Im Süden erreichten sodann (1859) Dr. Livingstone und Dr. Roscher fast gleichzeitig, aber an verschiedenen Punkten den großen Nyanza

*) S. Petermanns Geographische Mittheilungen 1866. II.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard * - Euroskala Offset